

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 1

Artikel: Der Grundakkord
Autor: Tucholsky, Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662192>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

neigender Frohnatur. Kalt rechnender mathematischer Idiot. Guter Familienvater mit rücksichtslosen Junggesellenallüren. Treuer Liebhaber, leichtsinniger Schürzenjäger, verantwortungsbeusste Spielernatur und manisch-depressiver Kleptomane.»

Das wäre alles noch nicht so schlimm. Aber Inge hat den Zettel gefunden und sich von mir getrennt.

Jetzt überlege ich, ob ich es in Zukunft nicht doch lieber für eine Zeit einstellen sollte? Das Testen!

Kurt Tucholsky

DER GRUNDAKKORD

Da ist diese Geschichte von den beiden Musikern, die wohnten in einer gemeinsamen Wohnung. Und der eine spielte noch spät abends vor dem Schlafengehen Klavier, und er spielte eine ganz grosse Melodie, mit allen Variationen, und zum Schluss noch einmal das Grundthema, aber das spielte er nur knapp bis zum Schluss, da hörte er auf, und den Schlussakkord, den spielte er nicht mehr. Sondern ging zu Bett.

Nachts um vier aber erhob sich der andere Musiker, schlich leise zum Klavier und schlug den fehlenden Grundakkord an. Und dann ging er beruhigt und erlöst schlafen.

Der Mensch will alles zu Ende machen. Wird er von einer kleinen Arbeit abgerufen, die gerade vor ihrem Ende steht, so kann man hundert gegen eins wetten, dass jeder von uns sagt: «Einen Augenblick mal — ich will das bloss noch ...», die Arbeit ist vielleicht gar nicht wichtig, aber man kann sie doch so nicht liegenlassen, denn dann schreit sie. Und immer ist diese kleine Zwangsvorstellung stärker als alle Vernunft.

Der Mensch will auch alles zu Ende lesen — wenn der Schriftsteller etwas taugt. Was ein richti-

ges Buch ist, das muss einen ganzen Haushalt durcheinanderbringen: die Familie prügelt sich, wer es weiterlesen darf, die Temperatur ist beängstigend, und Mittag wird überhaupt nicht mehr gekocht.

Und nichts ist schlimmer, als ein Buch anzufangen und es dann nicht mehr zu Ende lesen zu können. Das ist ganz schrecklich. Haben wir nicht schon alle einmal einen Roman auf der Reise verloren, liegengelassen, «verborgt» (lebe wohl! lebe wohl!) und uns dann krumm geärgert, dass wir nicht wissen, wie es weitergeht? Da gibt es ja dann das probate Mittel, sich das Buch allein zu Ende zu dichten, aber das wahre Glück ist es auch nicht, denn dabei muss man sich anstrengen, während man bei der Lektüre die ganze Geschichte ohne eigene Mühe vor sich ausgebreitet sieht — und dann weiss man doch auch nie, ob man richtig gedichtet hat, nein, das führt zu nichts. Der Dichter muss dichten, und der Leser will lesen. Umgekehrt ist es naturwidrig.

Im Theater ist es schon anders. Wie dritte Akte aussehen, weiss ich nicht so ganz genau — ich gehe meist schon nach dem zweiten fort. Da reden sie so lange und dann hören sie gar nicht auf, und was wird denn schon dabei herauskommen! Wenn es eine Operette ist, dann wird zum Schluss die Musik noch lauter werden, und alle kommen an die Rampe getobt und winken ins Publikum, und ich bekomme meinen Mantel viel zu spät, weil vor mir der grosse, dicke Herr steht, der immer sagt: «Ich warte aber schon so lange ...!» und wenn es ein ernstes Stück ist, dann sehn sie sich zum Schluss in die Augen, zart verdämmt die Abendröte im Stübchen, und Olga sagt zu Friedrich: «Auf immer». Und wieder kriege ich meinen Mantel zu spät.

Nein, dritte Akte sind nicht schön. Es gibt ja Leute, die bekommen niemals den Anfang der Stücke zu sehen, weil sie mit ihren Frauen ins Theater gehen müssen, und für solche Paare sind dann die dritten Akte da. Es gibt übrigens eine Sorte Menschen, die schmerzt es, wenn man das Theater vorzeitig verlässt — das sind die Logenschliesser. Vor dem Krieg in Berlin, bei «Puppchen, du bist mein Augenstern», und nach dem Krieg in London, bei Wallace, dem bekannten Anhänger der Prügelstrafe, fielen mir beidemal bejahrte Logenschliesser in den Paletot: «Sie wollen schon gehen? Aber das Schönste kommt ja erst!» Aber roh und herzlos stiess ich die bekümmerten Greise beiseite und entfloh ins Freie, wo die fröh-

lichen Autobusse rollten und wo ich ein viel schöneres Stück kostenlos zu sehen bekam: «Abend in der Stadt», in vielen Akten.

Soll man vor dem Ende aufhören? «Wenn es am schönsten schmeckt», ja, das kennen wir. Vielleicht ist es hübsch, vor dem Ende aufzuhören — unten liegt immer so viel Satz. «Es war ja alles sehr schön, was ich in meinem Leben gehabt habe», hat einmal eine reiche Dame gesagt, die wirklich so ziemlich alles durchgekostet hatte, «aber es müsste um elf Uhr aus sein.»

Es ist aber nicht alles um elf Uhr aus. Die Stücke fangen meistens nett an, der zweite Akt bietet mancherlei Spannungen, aber dann zieht sich's, dann zieht sich's, und zum Schluss ... nein, man sollte doch schon immer vorher aussteigen.

Man hat dann wenigstens diese leise, kleine Sehnsucht in sich. Die Sehnsucht nach dem Grundakkord.

Georg Summermatter

F R Ü H H E R B S T

Der Regen ist schuld daran, sagen die Leute. Er hat die Zeichen und Grenzen verwischt. Statt in heissen Gärten die Siegel der Jahreszeiten an den goldenen und roten Tellern der Zinien und am Grad der Butterbirnenreife abzulesen, war man gezwungen, die Uhr sozusagen zurückzustellen und damit auch die Erwartungen: die Tomaten wurden kaum reif; im Schwall der Regen, die fielen und fielen, musste manche frühherbstliche Erwartung zu Grabe getragen werden; die Täler wurden grüner und grüner, aber es war nicht das stimulierende Grün des Maien, sondern das, das in finsternen, romantischen Novellen der Spätzeit vorkommt: es roch scharf nach Verirrung. Die Tanten in der Sommerfrische holten aus der Tiefe der Koffer ihre warmen Wolljacken hervor, öfters kehrte Speck wieder auf den Bohnenplatten, aber nun protestierte niemand, er war willkommen und

gälte es nur die heimlichen Fröstchen besser zu überwinden, die sich mit dem Eindunkeln einstellten.

Ich fand es gar nicht so arg, erweckte aber mit meinem Behagen an dieser regenreichen oder feuchten Zeit, eher Missfallen. Auch dann, als ich behauptete, ein guter Roman oder die Stopfkuchengeschichten Raabes läsen sich viel besser, wenn es draussen schüttet und eine erste Heizlampe die Beine mit gütigen Warmwellen bestreicht. Nein, fanden die Verwandten, sie hätten viel lieber goldene vorherbstliche Tage im Garten gehabt und dazu von fern aus den Dörfern das Schlagen der Uhren vernommen. Jeder hat seinen Hang zum Absonderlichen. Wer sich trotzdem zu einem Gang nach draussen aufmachte, in die Hohlschlucht oder in das abseitige Tal von T., das ganz voller Wälder steckt, der konnte gelegentlich einem finsternen Mann, dem Förster, begegnen. Man wurde ordentlich angeheimelt: ah, das alles gab es noch, abgelegene Höfe, Ställe mit blinkigen Lampen, Hochstände, Schneisen, in die der nasse, hier und da schon bräunlich gewordene Farn einschlug. Gewiss, auch ein kleiner Husten, Erkältung, die Gicht Onkel Kläuslis.

Das Jahr war nicht reich an vollen Sonnentagen, und nur die Frauen und Mädchen, die in Italien waren, haben etwas von der Bräune erhalten, von der so viele träumten. Sei es darum! In den verträumten Buchten des Thunersees biss der Fisch an, und nie leuchteten bei Merligen die Geranien so rot gegen den bleifarbenen Hintergrund. Inzwischen ist man heimgefahren und hat nun auch zu Hause den überstürzten Einbruch des Herbstes konstatiert. Selbst über den Dächern der Stadt. Immer noch sind wir Kinder der Natur und ihren Einflüssen unterstellt. Die Stadt hat sich wieder gefüllt. Die Tatsache, dass ganze Plätze sich entvölkerten, gehört der Vergangenheit an. Die alte Emsigkeit spielt sich mit dem leisen Gurren der Trolleybusse und dem Girren der letzten Trams in den Kurven wieder ein. Eine Weile herrscht in den grossen Betrieben noch «Ferienwetter», das heisst, alle zehren noch von der sichtlichen Zufuhr an Vitaminen und Impressionen. Aber schliesslich hört auch das auf (Fräulein Müller, Anneliese, liess ihre Postkarten aus Rimini dreimal die Runde machen — bis man gähnte) und man findet, dass man sich in die «höheren Notwendigkeiten» zu schicken hat. Nichts mehr von der rebellischen Aufbruchstimmung, nichts mehr von dem verzückten Erlebnis auf einer Insel im